

Ferdinand wird Schwiegervater

Autor(en): **Freuler, Kaspar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **79 (1953)**

Heft 45

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-492770>

Nutzungsbedingungen

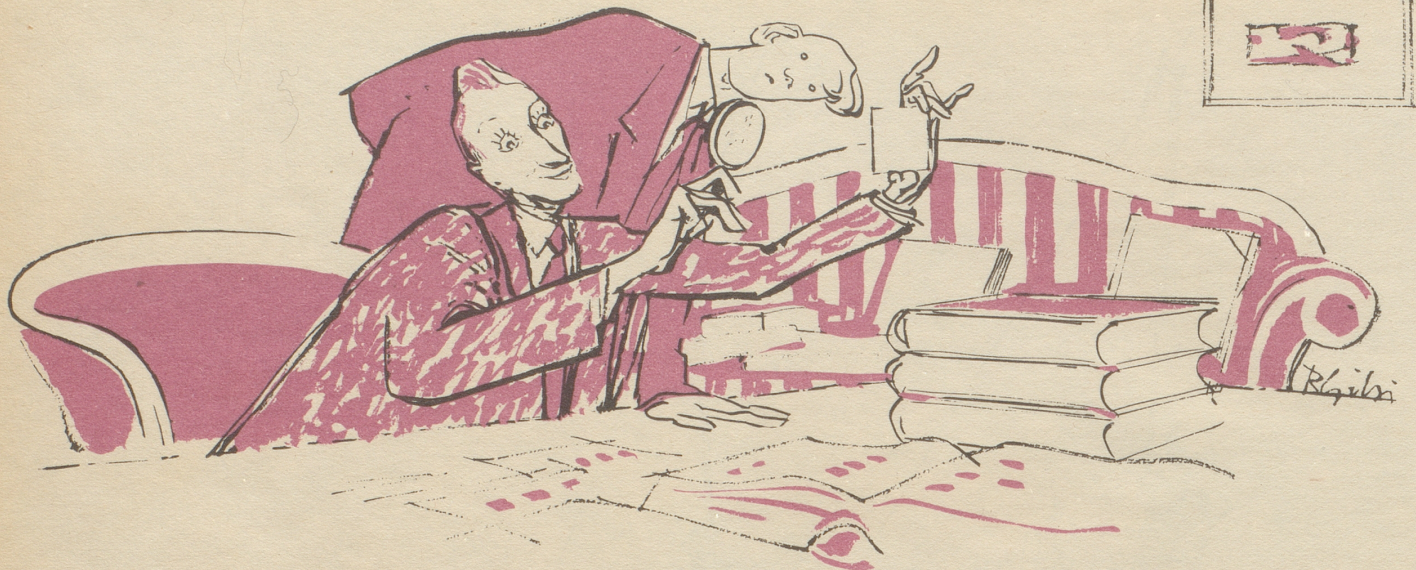
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ferdinand wird Schwiegervater

von Kaspar Freuler

Ferdinands hatten damals eine zwanzigjährige Tochter, hübsch, ungefähr blond, von schlankem Wuchs. «Akkurat wie ich in jüngern Jahren –» meinte Frau Ferdinand, wenn die Rede darauf kam; «und auch ihre Intelligenz ist wirklich, sans blague, überdurchschnittlich, sie ist musikalisch und spielt auch im Tennisclub schon eine gewisse Rolle.»

Daß es diesem Ausbund von Töchterchen nicht an jungen Herren fehlte, die sich nach ihm umdrehten – nun also, einer schien da in besonderer Gunst zu stehen. Frau Ferdinand hatte bald heraus, weswegen Marie-Louise öfters zu spät aus der Klavierstunde kam, warum sie dem Film vermehrtes Interesse zuwandte und mehr als nötig vor dem Spiegel stand. Sie kannte das, und weil sie eine Frau von raschem Entschluß war, so nahm sie eines Abends das Töchterchen beiseite, und in einer halben Stunde war die Sache klargestellt. Die Mama war nicht für ein langes Hin- und her; man mußte sich über den jungen Mann etwas erkundigen, wieso und woher und wieviel; dann sollte er sich einmal im Haus einfinden, ganz zwanglos natürlich, ohne Verpflichtungen. Wenn er ein anständiger Typ wäre, so wüßte er, was er zu tun hätte. Im übrigen könne man ein wenig nachhelfen. Marie-Louise hatte gegen diese Taktik nichts einzuwenden, und so ergab es sich, daß Frau Ferdinand eines Tages ihrem Mann schonend mitteilte, – «Ja Pappeli, ich muß ein ernstes Wort mit dir reden –!»

Ernste Wörter waren Ferdinand verhasst; man wußte erst nie, worauf die Sache herauswollte, dann belasteten sie das Budget, verursachten meist auch unliebsame Diskussionen, bei denen er den kürzern zog. Ernste Wörter haben

seltener erfreulichen Inhalt, und meist unerfreuliche Folgen.

«Also heute abend wird ein junger Mann zum Essen erscheinen, ich habe ihn eingeladen. Natürlich nicht deinetwegen! sondern wegen Marie-Louise. Damit ist alles gesagt. Du wirst dich mit ihm nett unterhalten; er soll ja auch so ein bißchen Marken sammeln, da ergibt sich ein Gespräch von selbst. Beim Essen bringst du Marie-Louise nicht mit dummen Fragen in Verlegenheit! Ich meinerseits Sorge dafür, daß Ernst – er heißt Ernst – immer etwas auf dem Teller liegen hat. Hernach setzen wir uns in den Salon; du erzählst wie zufällig die Geschichte vom venezianischen Regenschirm, daraus ergibt sich ein Vortrag am Klavier, sie hat zufällig gerade das Brautlied aus dem «Lohengrin» geübt und es geht wie geölt. Wir unsererseits erzählen ihm von unserer Hochzeitsreise, also auch von Venedig – dann lassen wir euch eine Viertelstunde allein – und wenn wir wieder hereinkommen, so ist die Sache in Ordnung und du bist Schwiegervater und gibst ihnen deinen Segen! Ja? – Ich habe mich erkundigt – es klappt alles, Eltern, Gehalt, Pensionierung, und so weiter.»

Ferdinand seufzte. Gesellschaftliche Angelegenheiten waren ihm nicht an-

genehm. Aber schließlich war man kein Rabenvater, und wenn der junge Mann seinem Ideal einigermaßen entspräche –

«Er hat nicht deinem Ideal zu entsprechen, sondern dem Ideal deiner Tochter, und das tut er. Schließlich kannst du auch etwas für das Kind tun – und früher war's noch viel umständlicher, wenn du zurückdenkst!»

Ferdinand tat es mit Unlustgefühlen.

Es ging alles nach Wunsch. Der junge Mann kam punkt sechs Uhr mit einem Rosenstrauß, den Frau Ferdinand dankend empfing und in einer Kristallvase vor ihm aufpflanzte. Marie-Louise stotterte vor Verlegenheit und brachte damit auch den Gast in sprachliche Schwierigkeiten. Dann saß Ferdinand mit ihm allein im Salon und erinnerte sich, daß der junge Mann Markensammler war.

Von diesem Moment an lassen wir Frau Ferdinand selber erzählen:

«Nach einer Weile steck' ich den Kopf durch die Türspalte. Die beiden haben drei Albums vor sich und hantieren mit Pinzetten und Lupen. Ich sage: «Darf ich bitten?»

«Bist du Zahnarzt geworden?» fragt mein Mann und winkt ab. Nach zehn Minuten mach ich wieder einen Vorstoß: «Wollt ihr so freundlich sein? Die Suppe ist angerichtet!»

Ernst schaut mich an: «Er zeigt mir eben den Jubiläumssatz Uruguay von 1897!» Ferdinand hat mich überhaupt nicht gesehen.

Wir wußten beide nicht was anfangen. Papa war nun in seinem Element, und das hatten wir nicht einkalkuliert. Um halb acht Uhr versuchte Marie-Louise den Bann zu brechen. «Einen Moment noch, Schatz!» wehrte Ernst ab. Ferdinand warf ihr einen bitterbösen Blick zu: «Ihr denkt stets nur ans Essen!»



Den Frauen gehen alle höhern Interessen ab!

Schließlich saß man doch am Tisch; aber auch zwischen Messer und Gabel ergab sich kein vernünftiges Gespräch, nichts als Fachsimpelei über Klebefalze, Seidenfädchen und Stempel. Als ich ihm das saftigste Stück Kalbsnierenbraten vorlegte, lächelte Ernst zu Papa: «Und erst die beiden weißen Elefanten Siam! 1898!» – Das schweizerische Kalb war umsonst gestorben. Es konnte nicht mit weißen Siamelefanten konkurrieren.

Beim Dessert kam das Gespräch auf Brasilien. Weiß Gott, wieviele Kaiser und Könige dieses Brasilien gehabt hat, und jeder hat Marken mit seiner eigenen Nase drauf drucken lassen. Und jeder hat den andern erstochen oder geköpft und die Marken mit Trauerstrichen überdrucken lassen – und dabei sollte von Liebe die Rede sein!

«Ist die Vanillecrème gut?» fragte Marie-Louise einmal schüchtern.

«Vanille kommt von Brasilien → kam die geistesabwesende Antwort dieses Ernstes.

«Und die Crème von mir!» replizierte sie wütend. Dann heulte sie in der Küche: «Das kommt von diesem blöden Philateriefimmel! Sie haben ja nichts als Marken in den Köpfen, die beiden!»

Nach einer Viertelstunde war der Tisch mit Ganzsachen bedeckt, das Kanapee mit drei Dutzend Briefen verpfalstert. Man sah die Basler-Täubchen direkt im Zimmer herumfliegen –

Gegen zehn Uhr servierte ich eine Flasche Waadtländer und vier Gläser. Sie wurde gedankenlos getrunken und mit Falsifikaten, Erstdrucken, mit Monaco, Liechtenstein und San Marino heruntergeschwemmt.

Um Mitternacht, nach der dritten Flasche, schoß Ernst plötzlich auf: «Das letzte Tram –!»

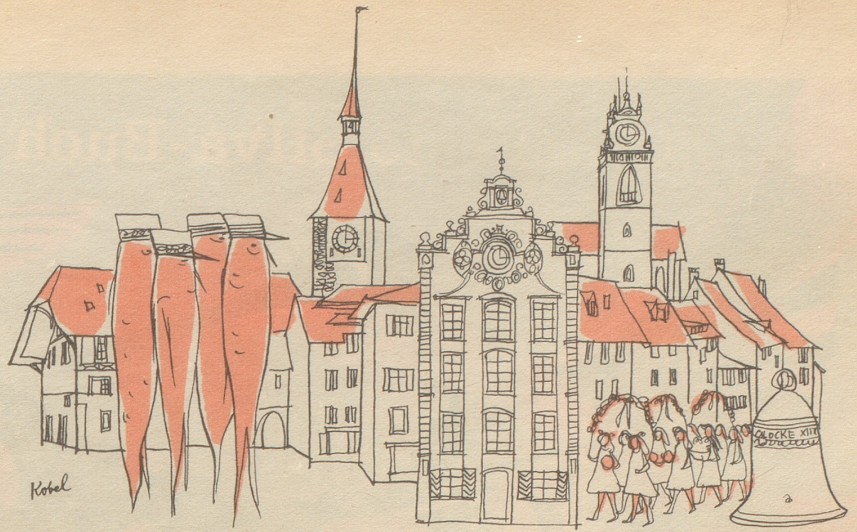
In der Garderobe half ihm Marie-Louise schweigend in den Mantel.

«Schon wieder verheulte Augen, Schatz?» meinte er und küßte es ohne weiteres ab. Dann sah er sich, etwas verduzt über diese erstmals coram publico vollführte Handlung, nach Ferdinand um, der gähnend die Hand vor den Mund hielt.

«Ja – eigentlich wollte ich Sie – wollte ich eigentlich mit der Absicht – aber Sie wissen ja, wir Briefmärkeler – aber wie gesagt, Herr Ferdinand →»

Ferdinand lachte und haute ihm eins über die Schulter. «Dummes Zeug, junger Mann! Selbstverständlich! Meinetwegen könnt ihr morgen schon heiraten. Meinen Segen habt ihr zum voraus! Ein Philatist – ein Philatest – ein Philatelist will ich sagen – ist mir immer sympathisch – Basta! Tschau Ernst!»

Dann rasselte das letzte Tram durch die Straße. Marie-Louise zog mit dem Rosenbukett in den Armen in ihr Zimmer. Ferdinand frank stehend noch den letzten Rest der dritten Flasche aus. Ich dachte: «Gott sei Dank, es ist so weit!»



Aarau

Der Aargau ist als Rübli-land und als Kulturkanton bekannt. Wir wissen alle, daß die Bären in Bern sich gern von Rübli nähren, drum hat auch Bern einst ungeniert den Unteraargau annektiert! – Der Aargau produziert Kultur natürlich nicht in Rübli nur, nicht nur in Korn und Raps und Gras, Kartoffeln und weiß sonst noch was, er produziert auch nebenher viel galoniertes Militär, Polit'ker auch und ein Gemisch aus beiden, das hier typisch isch, dann Denker, Dichter, Literaten, Glasmaler, Industriemagnaten – wie Brown Boveri oder so – doch auch in Stumpen und in Stroh. Die Turner, Sänger und die Schützen, die taten auch dies Klima nützen, sie haben alle den Verband gegründet hier im Rübli-land, dann wurzelt die Zofingia allhier und auch die NOK, und schrecklich wären auch die Bauern, wenn Brugg nicht wäre, zu bedauern! Von Aarau ist vor allen Dingen die wicht'ge Tatsach' zu besingen,

daß es die Hauptstadt war der Schweiz in der Helvetik und bereits begann viel Häuser zu erbauen, um die Beamten zu verstauen, die es erhofft samt hohem Lohn von der Helvetischen Nation! Als alte Industrie im Fluß war in der Stadt der Glockenguß. Im weitern konstatieren wir als Baustil Aaraus das Empire. Das obre Rathaus viel beschaut, ist auch in diesem Stil erbaut. Dann fällt noch auf, daß diese Stadt ganz deutlich ihre Jahrring hat: die Altstadt mit dem Turme Rore, die steht auf einer Felsempore, im nächsten Jahrring gegen Ost Kaserne, Banken, Bahnhof, Post, dann folgen ältre Wohngebäude und ganz zu äußerst – welche Freude – sieht man im Farbenglanz und Grün den Neubaugartenjahrring blühn. Wenn man ein Rübli quer durchschneidet und nicht an Phantasieschwund leidet, erkennt man Aaraus Grundriß ring, wobei das Zentrum westwärts ging. So sieht auch hier ein jeder wohl, das Rübli wirken als Symbol.

S. Tümler von Tümlikon

*Er troubadourt die
Elegie:*

*Was bin ich ohne
Rosmarie.*



Begreiflich – ihm
fehlt die hervor-
ragende Maestrani
Praliné-Schokolade
ROSEMARIE

Lieber Nebil

Einer Frau mit geschwellenen Füßen rät der Arzt, das Fußende des Bettes hochzulagern. Das gehe ganz bequem mit Büchern. In der nächsten Sprechstunde reklamiert die Patientin, ihr sei es gar nicht bequem, wenn sie im Schlaf immer wieder auf die verflixten Bücher stofte. Sie hatte ihre Bibliothek ins Bett gesteckt.

★

Warum gibt es in Rußland so viele gute Schachspieler?

Schachspielen ist dort die einzige Möglichkeit, sich unverfänglich und trotzdem intelligent zu unterhalten. Edi